

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 149 (1870)

Artikel: Das Leben ist der Güter höchstes nicht : der Uebel grösstes aber ist die Schuld! [Schluss]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben ist der Güter höchstes nicht — der Uebel größtes aber ist die Schuld!

(Schluß.)

IV.

Wieder waren 3 Jahre vergangen, — eine Ewigkeit für ein sehnenndes Mutterherz, das in den Briefen ihres Liebblings die einzige Freude des Daseins empfindet.

In der großen Künstlerwerkstätte eines berühmten Bildhauers der ewigen Stadt an der Tiber arbeiteten noch zwei Jünger mit eifrigem Fleiße. Die übrigen jungen Männer hatten bereits Feierabend gemacht und sich entfernt. „Wollen wir dem Beispiel der andern nicht folgen, Walter?“ fragte der eine der beiden Zurückgebliebenen, ein Deutscher; „ich sehne mich in der That ebenfalls hinaus ins Freie.“ „Lege dir meinerwegen keinen Zwang auf, Freund Felix,“ versetzte der andre, unser junger Künstler aus Schleswig, sich zerstreut nach dem Freunde umschauend, „ich fühle mich hier glücklicher und sehne mich nicht hinaus.“ „Wunderlicher Kerl!“ lachte Felix, Meißel und Hammer hinwerfend, „hält dich vielleicht gar die Hoffnung auf ein Wiedersehen hier in der dumpfen Werkstatt fest?“ „Ich verstehe dich nicht,“ sagte Walter, tief erröthend und eifrig an dem Antlitz einer prächtigen Statue, die Jüngendgöttin Hebe, meißelnd. Der Freund warf einen flüchtigen Blick auf ihn hinüber. Dann trat er rasch und verwundert näher, betrachtete schweigend die deutlich hervortretenden Züge der Hebe und rief plötzlich: „Du bist ein Prachtkerl, Walter! Ein Künstler von Gottes Gnaden! Nun wage ferner zu leugnen, daß dir die Züge der kleinen Kreolin mit eherner Schrift ins Herz gegraben sind und — dabei nur einmal gesehen. Die Hebe wird, so wahr ich lebe, eine offene und berebte Liebeserklärung.“ „Du bist ein Narr mit deinem albernem Geschwätz,“ rief Walter heftig, „ich will dir sogleich die schlagende Antwort auf die Liebeserklärung geben.“ Er setzte mit zitternder Hand den Meißel an und hob den Hammer in der augenscheinlichsten Absicht, das Werk zu zertrümmern. „Halt,“ rief Felix, seinen erhobenen Arm festhaltend, „du wirst kein solcher Vandale sein. Da kommt ja deine Hebe,“ setzte er flüsternd hinzu, einen Blick nach dem Eingang werfend, „jetzt wage die Antwort ihr ins holde Antlitz zu schleudern. Also bis morgen,“ fuhr er lauter fort, „Adieu, Freund Walter!“ Er verneigte sich tief vor den Fremden, welche soeben das Atelier betraten, und schlüpfte lächelnd hinaus. Walter segnete im Herzen seine Entfernung. Es waren ein Herr und eine Dame, welche jetzt mit freundlichem Gruße auf den jungen Künstler zutraten. Der Herr mochte seinen Jahren nach ein Fünfundziger sein, doch machte er den Eindruck eines Greises, so hinsfälliger und gebrochen erschien er; nur die Augen schienen das einzig Lebenvolle in dem eingesunkenen Antlitz des Mannes zu sein, welcher seinem ganzen Außern nach den Mann von Bildung verrieth. Wie das Bild des verkörperten Jugendreizes erschien dagegen die Gestalt an seiner Seite, ein holdes, lächelndes Antlitz von 18 Jahren, wohl geeignet, eines Künstlers Herz ganz auszufüllen, daß er ihre Züge unbewußt dem Marmor einhauchte. Vor drei Tagen war sie zum ersten Mal mit

dem Onkel in dem Atelier erschienen, um die Arbeiten der Künstler zu bewundern, übte sie doch selber diese Kunst, für welche sie mit glühender Begeisterung schwärmte. Der Onkel hat mit freigebiger Hand einige antike Büsten, Walters Arbeit, für die Nichte angekauft und überhaupt mit besonderer Vorliebe bei Walter verweilt, dessen Antlitz er zuweilen, wenn er sich unbeobachtet glaubte, zu studiren schien. Einige Male schien eine Frage auf seinen Lippen zu schwanken, die er jedoch, sich kurz abwendend, schon und gewaltsam unterdrückte. Er versprach, wiederkommen, und heute war der dritte Tag, wo Walters Sehnen endlich in Erfüllung gieng. Der Onkel war stichtlich erfreut, den Künstler allein zu treffen, und auch die Nichte schien darüber nichts weniger als trostlos zu sein.

„Sie scheinen die Einsamkeit dem lauten Treiben vorzuziehen,“ fragte er, dem erröthenden Walter freundlich die Hand bietend. „Der Künstler ist niemals einsam bei seiner Arbeit,“ versetzte der Künstler bescheiden. „Siehst du, Onkel, das wolltest du mir niemals glauben,“ rief die Nichte, erfreut in die Hände klopfend. „Ganz natürlich, liebes Kind!“ sagte der alte Herr, wehmüthig lächelnd, „die Jugend sympathisirt stets mit einander, dem Alter folgte darin der Fluch einer trostlosen Einsamkeit, — wir können dieselbe nun einmal nicht mehr mit den Gestalten der regen und blühenden Phantasie bevölkern, — höchstens“ — er brach mit einem tiefen Seufzer ab und wandte sich betrachtend zu der Statue des Künstlers.

„Welche Aehnlichkeit tritt mir da entgegen,“ sagte er verwundert, „eine der Büsten, welche ich gekauft, trägt auch eine überraschende Aehnlichkeit mit einer Person“ — er wandte sich rasch zur Nichte und schaute dann lächelnd auf Walter, welcher, von Purpurroth übergossen, das Auge verwirrt senkte. Hatte die Nichte auch bereits die offene Liebeserklärung gelesen? — Er wagte nicht, das Auge zu erheben, und kam sich wie ein ertappter Schulknabe, wie ein Narr vor, der in diesem Augenblick eine berbe Züchtigung empfing. „Apropos, die Büste, welche ich soeben erwähnte,“ begann der Onkel nach einer Pause aufs neue, „sie trägt in der That eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Zügen einer Frau, welche — ich einst gesehen.“ „Sie haben Recht,“ versetzte Walter, schon den Blick erhebend, als fürchte er, dem spöttischen Auge der Nichte zu begegnen, doch diese betrachtete anscheinend sehr aufmerksam ein anderes Kunstwerk, — „Sie haben Recht, mein Herr! Die Büste trägt die Züge meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit.“

Der Fremde wurde noch etwas bleicher als gewöhnlich. „Ihrer Mutter? — Um, — Sie sind ein Norddeutscher?“ „An der Grenze Norddeutschlands liegt meine Heimat, ich bin aus Schleswig.“ „Also doch,“ murmelte jener, sich mit der zitternden Hand hastig über die Stirn fahrend, — „halten Sie es nicht für leere Neugierde, wenn ich Sie um Ihren Namen bitte,“ setzte er lauter hinzu. „Walter Heinze nenne ich mich,“ versetzte dieser verwundert. „Ihre Mutter befindet sich noch am Leben?“ Die Frage kam leise und mit Anstrengung

über die Lippen des Mannes. „Ja, mein Herr! Ihr letzter Brief versichert mich ihrer vollen Gesundheit.“

Walter betrachtete mit wachsendem Staunen die seltsame Aufregung des Mannes. „Ich danke Ihnen, junger Freund! — Ihre Mutter ist mir nicht unbekannt, — es freut mich, sie noch am Leben zu wissen. Melanie! Es ist Zeit, daß wir heimkehren. Wir sehen uns hoffentlich wieder, mein lieber junger Herr! Sie sind ein Schüler Thorwaldsen's? Ich erkenne das aus Ihren Arbeiten, Sie machen Ihrem großen Meister in der That alle Ehre und verdienen, eine solche Mutter wie die Ihrige zu besitzen. Komm', Melanie! Reich' mir deinen Arm, ich fühle mich sehr ermüdet. Auf Wiederseh'n, junger Freund?“ Er streckte ihm die Hand entgegen und zog sie ebenso rasch wieder zurück. Melanie verneigte sich erröthend und mit einem verheißenden Lächeln vor dem jungen Mann, ergriff dann besorgt des wunderlichen Onkels Arm und war im nächsten Augenblick mit ihm entschwinden.

Walter starrte ihnen nach, als sei er in einem seltsamen Traum befangen. „Was war das?“ sprach er endlich erfreut, „was wollte der Mann von mir? Warum entzog er mir die dargebotene Hand? Fürchtete er meine Berührung?“ Walter schaute vor sich hin, als sähe sein Auge unrpßlich eine furchtbare Erscheinung. „Wenn das der Mörder meines Vaters wäre?“ sprach er dumpf, „wenn Gottes Hand ihn hieher geführt, um dem Gerichte des Sohnes zu verfallen? — O mein Herr und Gott, bewahre mich vor dem Wahnsinn!“ — Er schlug beide Hände vors Gesicht und blieb lange so stehen. Dann ließ er sie langsam sinken und heftete das düstere Auge auf die Hebe. „Verflucht sei die Liebe zu einem Wesen, in dessen Abern das Blut des Mörders rollt,“ sagte er mit lauter und fester Stimme, „und sollte ich mein eigen Herz aus der Brust reißen, ich würde diese Sünde ersticken in mir. Was schaust du mich so frohlockend an, um meine Sinne zu umstricken? — Ich will den Zauber mit einem Schlage vernichten!“ Er setzte den Meißel auf das herrliche Antlitz der Hebe, hob den Hammer und — ließ den Arm wie kraftlos sinken. „Ich kann die Zerstückung nicht vollbringen,“ murmelte er, „was will ich denn auch? Welcher Dämon hat mich gepackt? Woher nahm ich die Ueberzeugung, daß jener Mann der Mörder meines Vaters sei? — Ich will hinaus unter Menschen, da wird der böse Geist entweichen, welcher das Lächeln eines Engels zu einer Teufelsfrage verzerrte.“ Er warf Hammer und Meißel von sich, verhüllte mit fast mütterlicher Zärtlichkeit die bedrohte Hebe und verließ nach wenigen Minuten das Atelier, um Freunde aufzusuchen und an des Lebens ewig grünem Baum das von Schreckgestalten gequälte Herz zu erfrischen.

V.

Wieder war es Sylvester, schneidend wie damals, als Doktor Heinze ermordet in sein Haus getragen wurde. Einsam saß die Witwe des Gemordeten in ihrem traulich warmen Stübchen, eine große Anzahl Briefe vor sich, welche sie einen nach dem andern durchlas. Es waren die Briefe ihres Sohnes, ihr einziges Heiligthum, an dem sich ihre Seele erquickte, wenn es zu einsam und trübe um sie werden wollte. Frau Heinze war sehr ge-

altert, das feine Antlitz war noch bleicher und durchsichtiger geworden, das Haar schneeweiß. Die Witwe schien an diesem Abend in ganz besonderer Aufregung zu sein. War es die Erinnerung jener furchtbaren Sylvesternacht vielleicht, welche ihr die Ruhe selbst bei der Lektüre der geliebten Briefe raubte? Sie horchte oft zusammenbebend auf, packte dann hastig die Briefe zusammen, um sie bis auf einen einzigen sorgfältig zu verschließen. Diesen einen las sie noch einmal durch und ihr Auge glänzte hell vor Freude. Er enthielt ja die Nachricht, daß ihr geliebter Walter am heutigen Abend in der Vaterstadt eintreffen und dann sich sobald nicht von ihr trennen werde. Darum diese Hast, diese fieberhafte Unruhe in dem Thun der glücklichen Mutter. Wohl zog die Erinnerung wie ein flüchtiger Schatten zuweilen durch ihre Seele, — der Sylvester war der blutrothe Faden ihres Lebens — aber sie kannte die entsetzliche Erinnerung, sie wollte nicht hassen, nicht trauern an diesem Abend, nur froh und glücklich sein. — Mutterglück ist das reinste, seligste Glück auf Erden! Da klangen draußen Schritte durch die stille Nacht, ihr Athem drohte zu stocken. Sie wollte ihm entgegenreisen, ihr Fuß war am Boden gewurzelt. „O Herr, mein Gott, laß mich ihn wiedersehen, nimm mich jetzt nicht zu dir!“

So stehete die Mutter aus der Tiefe ihres Herzens. Jetzt wurde geklopft, die Thür geöffnet, — es war nicht der erwartete Sohn, sondern ihr Freund, der alte Doktor, dessen freundlich gutmüthiges Gesicht neugierig forschend durch die Thür schaute. „Guten Abend, meine Liebe, noch allein? Darf ich eintreten?“ „Welche Frage, lieber Doktor?“ rief die Witwe lächelnd, „sind Sie hier nicht immer willkommen, — und heute Abend ganz besonders?“ „Das möchte ich an diesem Abend just nicht behaupten,“ meinte der Arzt die Thür hinter sich schließend und den Hut und Stock auf einen Stuhl legend, „das erste Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn darf kein unberufener Dritter stören.“ „Sie gehören nicht zu den letztern, mein Freund,“ versetzte Frau Heinze, ihn gerührt anschauend, „Walter muß in Ihnen einen Vater verehren. Bitte, legen Sie den Mantel ab, Sie plaudern noch ein Weilchen, ich fürchte sonst, Freude und Unruhe könnten mich noch vor seiner Ankunft tödten.“ „Gut, da bleibe ich, möchte in der That vor des Sohnes Ankunft noch ein wenig von diesem und jenem, von Vergangenheit und Zukunft mit Ihnen plaudern.“ — Er hatte sich dabei seines Mantels entledigt und setzte sich in die Ecke des Sophas. „Behaglich und traulich ist dieses stille Nest,“ meinte er lächelnd, „soll dem Künstler schon wohliger werden im Daheim bei der Mutter. Vor elf Jahren saßen wir nicht so traulich bei einander.“

„Warum wollen wir heute die Geister der Vergangenheit heraufbeschwören, mein Freund!“ sagte sie mit leisem Vorwurf. „Wir müssen selbst im Glücke die Erinnerungen an jene bewahren, welche wir unglücklich wissen,“ versetzte der Doktor ernst. „Welche wir unglücklich wissen,“ wiederholte Frau Heinze leise, „unglücklich seit jener furchtbaren Stunde?“ Der Doktor nickte. „Sie reden von jenem unglückseligen Manne — o, warum soll sein Andenken mir diese Stunde trüben?“ Ihr Gesicht verhüllend sank sie in einen Stuhl. „Die Erinnerung an den Unglücklichen, welcher die Last des Daseins

emem Fluche gleich mit sich herumschleppt, soll diese Stunde nicht trüben, sondern vielmehr erhellen," sprach der Doktor, sanft ihre Hand ergreifend, "wollen Sie strenger richten als Gott selber?" "Ich fluche ihm nicht," sagte sie mit Anstrengung. "Sie müssen dem Reuigen vergeben, meine Freundin! — Er hat gesühnt, was er verbrochen, — nur so kann er versöhnt mit sich und der Welt von hinnen scheiden." "D, was soll dies alles, mein Freund?" rief Frau Heinze, ihn stehend anblickend, "sagen Sie mir alles, ich will stark sein und an Christus denken." "Thun Sie das, meine Liebe, und wir haben geseht. Hören Sie denn, was ich Ihnen mitzutheilen habe: der Mörder Ihres Gatten ist hier in der Stadt."

Die Witwe hob beide Hände wie abwehrend empor und ließ sie dann kraftlos niedersinken. "Er ist hier," fuhr der Doktor fort, "krank, ja sterbend. Er wünscht Sie noch einmal zu sehen, Sie und Ihren Sohn, um versöhnt von hinnen zu scheiden." "Der Kelch ist zu schwer," flüsterte sie, die Hände stehend faltend, "darf er nicht an mir vorübergehen?" "Denken Sie an Christus, meine theure Freundin!" sprach der Doktor ernst. Eine Weile blickte sie starr vor sich hin, dann reichte sie dem Freunde die Hand und sagte mit fester Stimme: "Ich werde den Kelch muthig leeren." "Dank für dieses Wort, doch bin ich noch nicht zu Ende. Der Sterbende möchte sühnen, was er verbrochen, an Ihnen und dem Sohne. Er ist reich — und hinterläßt einer jungen Verwandten all sein Hab und Gut. Er wünscht vor seinem Ende die Hand dieser reichen Erbin in die Ihres Sohnes zu legen." Frau Heinze blickte den Doktor betroffen an. "Und was ist Ihre Meinung, mein Freund?" fragte sie endlich langsam. "Ei, ich meine, das wäre eine Sühne, worüber sich die Engel im Himmel freuen würden," versetzte der alte Mann lächelnd. "Nimmermehr darf solches geschehen," rief die bleiche Mutter, sich stolz und hochheitsvoll erhebend, "ich will dem Mörder meines Gatten an der Schwelle der Ewigkeit vergeben, wie Christus mich gelehrt, aber für seinen Reichtum mein Kind verkaufen, das hieße die Mutterliebe zur feilen Selbstsucht erniedrigen, das Andenken des Gatten im Grabe beschimpfen."

Ueber des Doktors Antlitz zog ein stilles Lächeln, dann horchte er plötzlich auf das Rollen eines Wagens, welcher vor dem Hause hielt. "Das wird Walter sein," sagte er heftig, "versprechen Sie mir, ihm alles mitzutheilen, auch die Werbung? Ich bitte dringend darum." "Ich verspreche es Ihnen, — da ist er." "Sie sagen es ihm noch in dieser Stunde?" "Ja, ja," rief die Mutter, auf die Thür zusiegend, welche in diesem Augenblick geöffnet wurde. Mutter und Sohn hielten sich sprachlos umschlungen.

"Willkommen," rief der Doktor, welcher mittlerweile seinen Mantel umgehängt und Hut und Stock ergriffen hatte. "Ach, mein väterlicher Freund!" rief Walter, den Doktor innig umarmend, "so habe ich alles wieder, was mir auf Erden lieb und theuer ist." "Ei, ei, wie stattlich wir geworden sind," lächelte der Doktor, wohlgefällig die schöne, schlankte Gestalt betrachtend, "eine gefährliche Erscheinung für die Frauenwelt. Mag's kaum glauben, daß hier in diesem engen Raume alles sei, was

dem jungen Herrn lieb und theuer auf Erden." Walter erröthete und wandte sich dann hastig ab, um sich der Reisekleider zu entledigen. "Ich gehe jetzt," fuhr der Doktor fort, "in einer Stunde bin ich wieder da. Wollen Sie bis dahin Ihr Versprechen erfüllen, liebe Freundin?" Ueber das Antlitz der Mutter zog es wie ein Schatten, sie seufzte und erwiderte leise: "Ich will es thun."

Der Doktor entfernte sich rasch und nach kurzer Zeit saßen Mutter und Sohn neben einander auf dem Sopha vor dem Theetische. In stiller Seligkeit horchte sie auf Walters Erzählungen, auf seine begeisterte Schilderung des schönen Südens. "D, meine geliebte Mutter," sagte er, "dorthin müßtest du mit mir ziehen, unter dem milden Himmel Italiens würden die Rosen der Jugend dir wiederkehren und deine Gesundheit sich kräftigen. Ach, daß ich die Mittel dazu besäße!" Die Mutter blickte ihn forschend an. "Ich könnte dir den Weg zur Erreichung dieser Mittel zeigen, mein Sohn!" sagte sie mit etwas unsicherer Stimme. "Du, Mutter? — Ei, da bin ich neugierig," rief Walter heiter. "Du heiratest eine reiche Frau." Walter runzelte die Stirn, dieser Gedanke erschien ihm aus dem Munde der geliebten Mutter nur um so widerwärtiger. "Ich habe sogar einen Antrag für dich," fuhr die Mutter mit einem tiefen Athemzuge fort. "Wirklich? — Das gesteh' ich, Mutter, Ueberwunders konnte mir in der That nicht widerfahren, als sogleich bei meiner Ankunft verknüpelt zu werden. Ach, ich errathe, der Doktor wird die Sache arrangiren wollen, er sprach vorhin von Versprechen und Wiederkommen." Die Mutter fühlte, wie ihr Herz sich bei den Worten des Sohnes krampfhaft zusammenzog. Warum mußte der Doktor auch so grausam sein, ihr das Wiedersehen so zu verkümmern? "Zürne mir nicht, mein Sohn," sagte sie schmerzlich, "mein Wille oder Wunsch ist es nicht, ich erfülle in der That, wie du errathen, nur ein Versprechen. Willst du mich ruhig anhören?" "Hier hast du meine Hand darauf, geliebte Mutter!" rief Walter, ihre Hand an seine Lippen ziehend, "vergieb, daß ich heftig war."

"Du bist mein gutes, mein geliebtes Kind!" versetzte die Mutter bewegt, "und wirst mir eine große Bitte nicht versagen." "Was es auch sei, ich erfülle alles." Ausgenommen die reiche Frau," sagte jene, wehmüthig lächelnd, "sei ruhig, das soll einzig von dir abhängen." Und sie begann mit großer Behutsamkeit und auf weiten Umwegen das zu wiederholen, womit der Doktor sie vorhin tödtlich erschreckt. Unbeweglich, einer Bildsäule gleich, hörte Walter ihrer Erzählung zu. Als sie geendet, fragte er leise: "Wie heißt der Unglückliche?" "Charles von Thorstedt," versetzte die Mutter fast tonlos.

Walter athmete tief und schwer, — endlich sagte er: "Ich folge dir an das Sterbebett jenes Mannes!" "Du bist mein edler, mein unvergleichlicher Sohn, Gott segne dich für dieses Wort!" Sie schloß ihn in ihre Arme und hielt ihn lange fest umschlungen. "Der Unglückliche möchte sühnen, was er an uns verbrach," fuhr sie endlich leise fort; "er ist reich, besitzt eine Verwandte, welche ihn allein beerbt, — sein letzter Wunsch ist eine Verbindung zwischen dir und der reichen Erbin." "Ist es auch dein Wunsch, Mutter?" fragte Walter, sich zurücklehrend und sie mit todbleichem Antlitze, aber fest anblickend. "Nein,

mein Sohn," versetzte sie mit aufflammenden Augen, „es hieße das Andenken deines Vaters beschimpfen, seinen blutigen Schatten aus dem Grabe heraufbeschwören. Ich hielt mein Wort, indem ich dir den Antrag mittheilte.“

„Meine Mutter denkt und fühlt wie ich," sprach Walter mit feierlichem Ernste, „niemals konnte ich mich selber um des elenden Goldes willen verkaufen und nun gar dem Mörder meines Vaters. — Ich habe dir noch ein Geständniß zu machen, theure Mutter!" fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „du mußt alles wissen, was mich quält oder beglückt. Wisse denn, ich liebe und werde wieder geliebt; dort im Süden ist mein Glück, meine Seligkeit zurückgeblieben. O hätte ich sie dir zuführen können, Mutter! — Sie ist so schön, so gut, ein Engel an Gestalt und Seele. — Werde ich sie jemals wiedersehen?" — „Erzähle mir von deiner Liebe, mein Sohn," sprach die Mutter, zärtlich seine Hand drückend.

„Die Geschichte ist kurz und geheimnißvoll, — sie ist mir wie ein schöner Traum, aus dem ich nie erwachen möchte. Es kommen oft Fremde in die Ateliers der Künstler, um die Arbeiten zu sehen, auch wohl, um Bestellungen zu machen. Eines Tages kam ein Westindier mit seiner Nichte in unser Atelier, ein alter, kranker, seltsamer Mann. Er gab sogar vor, dich zu kennen, Mutter, und betrug sich überhaupt so auffällig, daß der fürchtbare Gedanke schon in mir aufstauete, in ihm den Mörder des Vaters entdeckt zu haben. Zu meinem Troste erfuhr ich später, daß der reiche Mann oft an Geistesföhrung leide. — Wir sahen uns häufiger, ich erhielt Einladungen von dem Onkel und war der tägliche Gast auf seiner Villa. Ach, Mutter, das war eine selige Zeit. Dann wurde es dunkel. Der reiche Mann entdeckte unsere Liebe und drohte, die Nichte zu enterben, — sie erklärte, dem reichen Erbe zu entsagen und ich war glücklich, — denn nur so, in gleichen Verhältnissen, durfte ich stolz darauf sein, sie mein zu nennen. Wir verabredeten die Flucht, — ich wollte mein Kleinod zu dir bringen, Mutter. Da war sie plötzlich verschwunden, der Onkel hatte sie mir gewaltsam entführt, — nur einige Zeilen von ihr gelangten in meine Hand, worin sie mich mit einem baldigen Wiedersehen tröstete, ja, es liegt fast eine versteckte Andeutung darin, als dürfe ich sie hier erwarten.“ „Wie hieß jener Westindier?" fragte die Mutter in großer Unruhe. „Es war ein Franzose, Namens St. Pilaire, er stammt aus der Emigration.“ „Ah so, — desto besser," — flüsterte jene, tief aufathmend. „Sei ruhig und hoffe, mein Sohn!" fuhr sie tröstend fort, „wenn sie dich wahrhaft liebt, wird sie den Weg zu dir finden trotz allen Klippen und Hindernissen oder dir wenigstens Nachricht senden. Jetzt aber bitte ich dich dringend, meinem Thee auch zuzusprechen, — du weißt" — sie brach ab und horchte.

„Da ist aber der Doktor schon," sagte sie erbleichend, „er kommt, uns an das Sterbebett zu führen. O mein Gott, gieb mir Kraft in dieser fürchtbaren Stunde!" Der Doktor trat in die Stube, er sah ungewöhnlich bleich und ernst aus und warf beim Eintreten einen forschenden Blick von Mutter auf Sohn. „Sind Sie bereit, mir zu folgen, meine liebe Freundin?" fragte er ruhig. „Ich bin's, lieber Doktor. Walter begleitet uns." „An das Sterbebett des Feindes?" „Ja, Herr Doktor; ich habe

den Haß aus meinem Herzen verbannt," antwortete Walter mit fester Stimme. „Brav, mein junger Freund!" sagte der Doktor, ihm die Hand reichend, „die Mutter hat Ihnen also alles mitgetheilt?" „Alles." „Auch den Wunsch des Sterbenden?" „Ja, — meine Antwort werde ich dem Manne selber bringen." Der Doktor hielt seine Hand fest und blickte ihm forschend ins Gesicht. „Vergessen Sie nicht, mein lieber Walter, daß Sie an ein Sterbebett treten, wo ein hartes Wort, mag es noch so gerecht klingen, doch viel schwerer wiegt als sonst. Sagen Sie mir die Antwort, — aus Ihrem Munde würde sie dem Unglücklichen gleich einem Fluche sein. Sie willigen nicht in die Verbindung?" „Nein, Herr Doktor!" „Dieses Nein wird dem Armen wie die Stimme des Gerichts erscheinen, ich muß die Veröhnung ihm mitgeben auf den dunkeln Weg des Todes. Wenn du noch den leisesten Gedanken von Haß oder Rache in deinem Herzen spürst, mein Sohn, dann trete nicht an das Sterbebett dieses Mannes. Es gehört eine übermensliche Selbstverleugnung dazu, verzeihend die Hand in die Hand desjenigen zu legen, der den Vater uns ermordet." „Lassen Sie uns gehen, Herr Doktor!" versetzte Walter ernst, „ich schaue auf meine Mutter und werde den Muth zu allem finden, nur nicht zur eigenen Entehrung. Der blutige Schatten meines Vaters kann nicht durch eine Verbindung gesühnt werden, welche mir Sohnespflicht gegen den Mörder auferlegt.“

„Nun gut, da ist die Mutter schon völlig angekleidet — eilen wir, meine Lieben! — Bevor das alte Jahr seinen letzten Ton verhallt, hat jener Unglückliche seine Buße vollendet." Sie verließen rasch das Haus und schritten durch den kalten Winterabend dahin. Die Gedanken der Witwe weilten auf diesem Wege in der Vergangenheit, an jenem fürchtbaren Sylvesterabend, als sie einsam diesen Weg gewandelt, um den Gatten ans Sterbebett des Kindes zu rufen. Und heute eilte sie fast um dieselbe Stunde an das Sterbebett des Mannes, der einst ihr Herz gebrochen und dann ihr Leid mit dem Mord des Gatten besiegelt hatte. O seltsam räthselhaftes Menschenleben!

VI.

In einem Zimmer desselben Gasthofes, wo einst in der Sylvesternacht der Mord geschehen, lag ein bleicher Mann auf dem Bette, unbeweglich, einem Todten gleich. Vor ihm saß ein junges, schönes Mädchen, still weinend, des Kranken abgemagerte, kalte Hand in der ihrigen haltend. Der Kranke athmete schwer; zuweilen stieg ein leises Röcheln aus seiner Brust empor. Plötzlich schlug er die Augen auf und fragte leise: „Noch niemand da, mein Kind?" „Sie werden bald hier sein, mein geliebter Vater," versetzte das junge Mädchen, „der Doktor ist noch nicht lange fort." „Bald, bald," stöhnte der Kranke, „sie werden nicht kommen, keine Vergebung, keine Gnade, o wie schauerlich erscheint mir der Tod, er führt mich zum Gericht." „Sie werden kommen, mein Vater!" tröstete das junge Mädchen, gewaltsam die Thränen zurückdrängend, „quäle dein Herz nicht selber mit einem Gericht das dich weder hier noch dort treffen kann. Was hast du an mir gethan, mein Vater! — Mein Segen und Gebet müssen dich von jeder Sünde, sei sie noch so blut-

roth, entschüßnen.“ „Das sagte sie mir damals auch,“ flüßterte der Kranke mühsam, „aber verzeihen konnte sie mir nicht. Im Sterben ist das anders, da muß man Gnade, Vergebung haben, bevor sich die Seele losringt, — o mein Gott!“ Das Köcheln des Kranken erklickte seine Stimme und angstvoll hob das junge Mädchen seinen Kopf ein wenig empor, um ihm Luft zu verschaffen. „Hier in diesem Hause war's,“ hub er nach einer Weile, als er ruhiger geworden, aufs neue an, „hier geschah das Verbrechen in der Sylvesternacht, hier muß ich sterben, Gott ist gerecht!“ Er schloß die Augen und athmete ruhiger. In diesem Augenblicke wurde geräuschlos die Thür geöffnet, der Doktor trat ins Zimmer. „Sind sie da?“ fragte das Mädchen fast athemlos. „Mutter und Sohn, beide sind gekommen.“ „Was macht unser Kranker?“ „Er scheint sanft zu schlummern, vorher war er angstvoll und unruhig.“ Der Doktor trat ans Bett und ergriff leise die Hand des Kranken. Dieser öffnete die Augen. „Sie kommen allein, Doktor?“ „Mit Mutter und Sohn, sie bringen Trost und Vergebung.“ „Dank dir, mein Gott, nun wirst auch du dem Sünder gnädig sein. — Und Ihr Antrag?“ „Ist verworfen.“ „Ich konnte es mir denken,“ murmelte der Kranke, „geh', mein Kind, laß uns allein.“ Das junge Mädchen verschwand wie ein Schatten durch eine andere Thür.

„Jetzt mögen sie kommen,“ setzte er flüßternd hinzu. Der Doktor entfernte sich und kehrte nach wenigen Minuten mit der Witwe und ihrem Sohne zurück. Frau Heinze fühlte sich in diesem Augenblicke von himmlischer Kraft erfüllt, sie schien von einer göttlichen Mission getragen. Ihr Auge leuchtete in heiliger Begeisterung, als sie an das Bett des Sterbenden trat, seine Hand ergriff und mit sanfter Stimme sagte: „Im Namen des erbarmenden Gottes, im Namen meines Gatten, dessen blutiger Schatten verhöhnt neben mir steht, verzeihe ich dir. — Gehe heim in Frieden.“ Ueber des Kranken eingesunkene Wangen fielen heiße Tropfen. Er versuchte, ihre Hand vor seine Lippen zu führen, und sprach mit kaum verständlicher Stimme: „Gott segne dich für dieses Wort, jetzt sei die Erlösung mir willkommen. Wo ist dein Sohn?“ Walter trat ans Bett, der Lichtschein fiel in diesem Augenblicke hell auf des Kranken Antlitz. Er fuhr erschreckt zurück und stammelte: „Herr von Sainte-Hilaire, nein, es darf, es kann nicht sein!“ „Ich bin der, für den du mich hältst, mein Sohn!“ sagte der Kranke, von Köcheln unterbrochen. „Der Mörder mußte seinen Namen ablegen, mein Oheim gab mir den seinen, Melanie“ — „Nein, nein, das Erwachen ist zu grausam,“ rief der junge Mann, beide Hände vors Antlitz schlagend, „Mutter, Mutter, meine Ahnung!“ „Soll Melanie küßen, was ich verbrochen?“ küßte der Kranke, „verwirrst du meine Sühne?“ „Dem Mörder meines Vaters vergebe ich,“ versetzte Walter dumpf und mit gebrochener Stimme, „sein Kind kann niemals mein Weib werden. O Melanie, vergieb mir, ich kann nicht anders.“ „Ich vergebe dir,“ tönte eine sanfte Stimme in sein Ohr, „du kannst nicht anders handeln.“ Und Melanie kniete todtbleich bei dem Sterbenden nieder, seine kalte Hand mit Küßen und Thränen bedeckend. „Du wirst sie nicht verlassen,“ röchelte der Sterbende, „Melanie ist nicht mein Kind, soll sie küßen, weil ich sie erzogen und

geliebt habe als mein eigen Fleisch und Blut? — Sie ist eine Fremde, das schwöre ich Angesichts des Todes.“

Walter sank neben der schluchzenden Melanie auf die Kniee und stammelte, von Schmerz und Freude durchfürrt: „Ich werde sie ewig lieben und die Sühne vollenden!“ Ueber des Sterbenden Antlitz zog ein Lächeln der Verklärung, er wollte die Hände segnend erheben, sie sanken kraftlos nieder; er wollte sprechen, die Stimme erstarb im Köcheln; leise trat der Tod hinzu, neigte die Facel und das Herz stand still, welches so lange und so schwer gebüßt.

Der Doktor drückte dem Todten die Augen zu und einige Minuten herrschte feierliches Schweigen in dem Zimmer. Dann winkte der Arzt, Walter trug die weinende Geliebte hinaus und geleitete sie mit der tiefbewegten Mutter in das trauliche Stübchen derselben, wo sie milben Muttertrost und innige Worte der Liebe fand.

Einige Tage später senkte man den Herrn von Sainte-Hilaire auf dem kleinen Friedhof neben den Doktor Heinze. Der Wintersturm gieng auch über dieses Grab und der Lenz streute seine Blüthen auf Freund und Feind, auf alle stillen Schläfer, welche hier versöhnt und friedlich neben einander schliefen.

Im fernen Süden, auf jener reizenden Villa, welche der unglückliche Westindier mit Melanie bewohnt, dort, wo Walter den Frühlingstraum der Liebe geträumt, genoß der junge Künstler jetzt das reinste Glück an der Seite seiner schönen Gattin, welche, mit der Mutter vereint, ihm die Erde zum Eden umschuf.

Mit Liebe gedachten sie später des Unglücklichen, der Melanie als arme Waise zur reichen Erbin gemacht und durch Wohlthun gelüht hatte, was er verbrochen. Er hatte sich, um Melanies Glück ganz zu sichern, von Walters uneigennütziger Liebe überzeugen wollen, als er derselben scheinbar entgegentrat, — ohne sein Verbrechen zu ahnen, hatte sie in den Plan gewilligt, den Geliebten der Feuerprobe zu unterwerfen. Den Plan des unglücklichen Mörders, eine vollständige Sühne zu erreichen, konnte sie freilich ebensowenig ahnen.

Aus dem Blute des Gemordeten sprossen die Blüthen der Liebe und des reinsten Glückes empor, während der Spruch des Dichters ewiglich wahr bleibt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld!

*

Zwischen Freud' und Leid ist die Brücke nicht
weit.

*

Großer Reichthum hilft dir nicht,
Wenn nicht Gott den Segen spricht.

*

Läuft dein Schiff auf falscher Bahn, so lenke,
Fliegt dir gern der Leichtsinn an, bedenke.
Hängt die Traube reif vor dir, genieße;
Lockt es dort und lockt es hier, beschleße.

*

Was Jugend schont, das Alter lohnt.